Alfred Bohnen

Anmerkungen zum Anti-Individualismus im soziologischen Denken

Abstract: Theoretical thinking in modern sociology is still dominated by a marked anti-individualisttic orientation. This paper examines the influence that Parsons' critique of utilitarian social thought had on the formation and justification of this methodological view. Since then the utilitaristic (economic) tradition is held to demonstrate the fundamental weakness of individualistic sociological approaches in general: the failure to grasp the importance of emergent properties of social systems. It is argued that Parsons' critique rests on a by far too restrictive interpretation of utilitaristic (economic) thinking which led to a false identification of social-scientific individualism with sociological atomism.

Seit jeher schon zeigt das theoretische und methodologische Denken in weiten Bereichen der Soziologie einen unverkennbar anti-individualistischen Grundzug. Er ist Ausdruck einer weitverbreiteten Überzeugung, daß ein angemessenes Verständnis gesellschaftlicher Vorgänge nicht zu erreichen sei, wenn man sie vom handelnden Individuum her begreiflich zu machen versuche, also auf dem Boden individualistischer oder psychologischer Erklärungsweisen. Die Begründung, die für diese populäre Auffassung gewöhnlich gegeben wird, lautet grob skizziert so: Die Phänomene des sozialen Lebens werden in entscheidendem Maße von Faktoren bestimmt, die spezifische Eigenschaften von Gesellschaften darstellen und die nicht auf Merkmale der einzelnen Individuen zurückgeführt werden können. Wollte man sich deshalb bei der Erklärung des sozialen Geschehens allein auf das Individuum und dessen Handlungsdispositionen stützen, so müßten gerade diese spezifisch sozialen Faktoren außer Acht bleiben. Individualistische oder psychologische Erklärungsverfahren sind infolgedessen für den Soziologen als ungeeignet anzusehen. Den gleichen anti-individualistischen Gedanken pflegt man häufig noch in anderer Weise zum Ausdruck zu bringen, indem man auf die Bedeutung sogenannter emergenter Eigenschaften gesellschaftlicher Gebilde hinweist. Damit sind jene wichtigen Einflußfaktoren des sozialen Geschehens gemeint, die ihren Ursprung nicht in den Individuen selbst und ihren Besonderheiten haben, sondern in der Organisation ihrer

Analyse & Kritik 8 (1986), S. 178–190 © Westdeutscher Verlag, Opladen

Beziehungen untereinander, z.B. in der Tatsache, daß ihr Zusammenleben durch bestimmte Herrschaftsverhältnisse geprägt ist. Man spricht hier von emergenten gesellschaftlichen Merkmalen, weil sie mit dem Entstehen von sozialen Zusammenhängen gewissermaßen neu 'auftauchen', also als neue Tatbestände in Erscheinung treten. Im Lichte dieser Betrachtung heißt es dann, daß jede individualistische Vorgehensweise deshalb für die Zwecke der soziologischen Analyse unbrauchbar sei, weil sie die kausale Bedeutung emergenter Eigenschaften von Gesellschaften ignoriere oder - was dasselbe besagt - dem spezifischen Emergenzniveau sozialer Ordnungen nicht gerecht werde.

Woher stammt dieses anti-individualistische Denken und welchem Umstand verdankt es seine weite Verbreitung? Eine Antwort auf diese Frage wird man wohl vor allem in den methodologischen Ideen zu finden suchen, die Emile Durkheim an vielen Stellen seines Werkes entwickelt hat, um die theoretische Autonomie der Soziologie nachzuweisen. Der klassische Ort dieser Bemühungen ist sicherlich seine Abhandlung über die Regeln der soziologischen Methode (1976). Hier finden wir die soeben skizzierten Argumente bereits mit allem Nachdruck vertreten. Durkheim versucht zu zeigen, daß jede Erklärung gesellschaftlicher Sachverhalte aus Eigenschaften von Individuen zum Scheitern verurteilt ist, weil das soziale Leben von Faktoren abhängt, die - wie er sagt - nicht vom Individuum selbst abstammen. Kommt aber das Individuum nicht in Betracht - das ist seine Schlußfolgerung - bleibt nur die Gesellschaft übrig. Wir müssen also, so fährt er fort, die Erklärung des sozialen Lebens in der Natur der Gesellschaft selbst suchen (Durkheim 1976, 186). Den möglichen Einwand, daß doch die einzigen Elemente, aus denen die Gesellschaft besteht, die Individuen seien und folglich die sozialen Tatsachen nicht anders als psychologisch erklärt werden können, besitzt für ihn keinerlei Beweiskraft. Sein Argument: die Menschen in der Gesellschaft sind <u>assoziiert</u>; aber gerade diese Assoziation ist die entscheidende Ursache allen sozialen Lebens (187). Denn die gesellschaftlichen Phänomene variieren mit den Formen der Assoziation der Individuen und nicht mit irgendwelchen Merkmalen der Individuen selber (194). So konnte Durkheim seine berühmte Feststellung treffen, wonach jedesmal, wenn ein sozialer Tatbestand unmittelbar durch einen psychologischen erklärt werde, man dessen gewiß sein könne, daß die Erklärung falsch ist (188).

Die Ideen Durkheims waren ohne Zweifel von größter Bedeutung für die Entwicklung des anti-individualistischen Denkens in der Soziologie. Dennoch hätte diese Orientierung kaum jemals eine so weite Verbreitung gefunden ohne die Arbeiten des wohl einflußreichsten soziologischen Theoretikers der letzten Jahrzehnte: ohne das Werk von Talcott Parsons. Es war Parsons, der vor allem durch seine grundlegende Auseinanderstzung mit dem sozialtheoretischen Individualismus der ökonomisch-utilitaristischen Tradition zum Wegbereiter der anti-individualistischen Sichtweise in der

modernen Soziologie wurde (Parsons 1968, insbes. Kap. I, II, IX). Er trug so entscheidend dazu bei, daß diese Perspektive zum festen Bestandteil des methodologischen Selbstverständnisses der meisten Fachvertreter wurde. Das bedeutet wiederum: Ohne eine genaue Beachtung der Parsonsschen Argumente ist ein hinreichendes Verständnis der Entstehung des soziologischen Anti-Individualismus und ein angemessenes Urteil über seine Berechtigung kaum zu gewinnen. Es erscheint deshalb angebracht, seine Überlegungen unter diesem Blickwinkel noch einmal ins Auge zu fassen. Was hat Parsons zu seiner Kritik bewogen? Wie hat sie sich in methodologischer Hinsicht ausgewirkt und wie ist sie zu beurteilen? Diese Fragen sollen im folgenden kurz erörtert werden.

Parsons kennzeichnet den Gegenstand seiner Kritik als "Utilitarismus" oder "utilitaristische Theorie". Bei dieser Namensgebung wird man vielleicht zunächst nur an die ethische Theorie Jeremy Benthams, John Stuart Mills und ihrer modernen Nachfolger denken. Doch Parsons geht es nicht um die utilitaristische Ethik, sondern um jene umfassende sozialtheoretische Tradition, auf deren Boden diese Ethik zum Teil gewachsen ist: sein Interesse gilt der Tradition des sozialtheoretischen Individualismus, die in Gestalt der klassischen ökonomischen Markttheorie ihre erste systematische Formulierung und auch ihren ersten Höhepunkt gefunden hat. Was ihn zur kritischen Auseinandersetzung mit dieser gesellschaftstheoretischen Perspektive bewegte, war eine bestimmte Sicht der Problemlage des soziologischen Denkens in den 20er und 30er Jahren. Wie er es seinerzeit sah, fehlte der Soziologie eine allgemeine Theorie sozialen Handelns als tragfähige Erklärungsgrundlage; und er betrachtete es als seine Aufgabe, hier Abhilfe zu schaffen. Die Frage war nur, wie diese Aufgabe bewältigt werden konnte. Ganz offensichtlich gab es für Parsons nur einen aussichtsreichen Lösungsweg: Eine befriedigende soziologische Handlungstheorie war nur zu gewinnen, wenn man die Schwächen der überkommenen Form des Individualismus im sozialtheoretischen Denken überwand. Nur durch eine genaue Analyse der grundlegenden Mängel dieses Denkens konnten Gesichtspunkte für den Aufbau einer solchen Theorie gefunden werden. Worin aber bestanden diese Mängel?

Die Auffassungen Parsons' hierzu lassen sich etwa so zusammenfassen (vgl. Parsons 1968, Kap. I, II): Die entscheidende Schwäche der individualistischen Tradition liegt in ihrer atomistischen Gesellschaftsauffassung begründet, die wiederum aus der Entwicklung des neuzeitlichen Denkens mit seiner Betonung der religiösen und moralischen Autonomie des einzelnen Individuums erwachsen ist. Diese atomistische Betrachtungsweise zeigt sich in einer bestimmten methodologischen Orientierung, die darauf abzielt, gesellschaftliche Tatbestände unmittelbar aus grundlegenden Verhaltenscharakteristika isoliert betrachteter Individuen herzuleiten. Folgt man den Vorstellungen der individualistischen Denktradition, so sind es zwei derartige Charakteristika, denen hier die entscheidende Bedeutung zukommt:

erstens die Handlungsautonomie eines Menschen und zweitens seine Handlungsrationalität. Dies besagt zum einen, daß der Mensch in eigener Entscheidung, völlig unabhängig von anderen seine Handlungsziele auswählt, und zum anderen, daß er angesichts mehrerer ihm offenstehender Handlungsmöglichkeiten stets nach dem Grundsatz größtmöglicher Effizienz verfährt, d.h., er zeigt dasjenige Verhalten, das ihm nach Lage der Dinge und im Einklang mit dem letzten Stand gültiger wissenschaftlicher Erkenntnis am ehesten geeignet erscheint, das gesteckte Handlungsziel zu erreichen.

Mit diesen beiden Ideen der Handlungsautonomie und der Handlungsrationalität sind bereits die Hauptelemente festgelegt, aus denen sich die individualistische Gesellschaftsauffassung aufbaut. Danach besteht irgendein sozialer Zusammenhang in nichts anderem als in einem System von Handlungen, mit denen Menschen ihre ureigenen, autonom gesetzten Ziele gemäß der Norm rationaler Mittelwahl verfolgen. In dieser Vorstellung vom Sozialen ist nun allerdings eine Annahme mit eingeschlossen, die sich als äußerst fragwürdig erweist und die schon sogleich die Unzulänglichkeit der individualistischen Tradition erkennen läßt. Einerseits wird postuliert, daß die Menschen in der Gesellschaft in eigenständiger, unabhängiger Weise ihre Handlungsziele bestimmen. Andererseits jedoch wird nichts darüber ausgesagt, in welchen Beziehungen diese Ziele zueinander stehen. Das wiederum läßt nur die Schlußfolgerung zu, daß sie zufällig verteilt sind. Wie aber - so muß man fragen - können bei einer Zufallsverteilung individueller Zielsetzungen oder Wünsche die Handlungen der Menschen jemals aufeinander abgestimmt, miteinander verträglich sein? Und weiter: Wenn tatsächlich die Individuen angesichts von Handlungsalternativen allein nach dem Grundsatz größtmöglicher Effizienz entscheiden, was kann sie dann davon abhalten, mit List oder Gewalt den Mitmenschen zum Werkzeug ihrer persönlichen Wunscherfüllung zu machen, wann immer das möglich ist? Was kann unter diesen Umständen den von Thomas Hobbes beschworenen Krieg aller gegen alle verhindern? Vor solchen Fragen muß die individualistische Sozialtheorie kapitulieren. Sie ist mit anderen Worten unfähig, eine systematische Antwort auf die grundlegende Frage zu geben, wie eine soziale Ordnung möglich ist, wie also die Menschen jemals in geregelten, friedlichen Beziehungen miteinander leben können.

Eben diese fundamentale Schwäche zeigt auch die wohl bedeutendste Verkörperung der individualistischen sozialwissenschaftlichen Tradition: die klassische ökonomische Markttheorie. Diese Theorie ist mit dem Anspruch aufgetreten, die Koordination der wirtschaftlichen Einzelaktivitäten auf dem Wettbewerbsmarkt zu erklären. Tatsächlich aber vermochte sie diese Erkenntnisleistung im Rahmen ihrer Voraussetzungen überhaupt nicht zu erbringen, da ja auch sie auf der Annahme aufbaut, daß das Verhalten der Menschen - hier: der Wirtschaftssubjekte - bei zufälliger Verteilung ihrer Wünsche ausschließlich von der Norm rationaler Mittelwahl beherrscht wird.

Wenn die klassische Markttheorie dennoch den Anschein erwecken konnte, eine befriedigende Erklärung der Marktordnung vorgelegt zu haben, so deshalb, weil sie sich auf eine zusätzliche These eher metaphysischen Charakters gestützt hat, deren Gültigkeit sie einfach voraussetzte. Diese These, die aus heutiger Sicht unhaltbar erscheint, jedoch seinerzeit durchaus verbreitet war, postuliert eine Identität von privatem und öffentlichem Interesse. Sie war Ausdruck des optimistischen Glaubens, daß der Mensch, indem er seine eigenen Interessen verfolgt, stets auch dem gemeinsamen Interesse aller dient.

Selbstverständlich konnte die Doktrin von der natürlichen Interessenidentität wegen ihrer Fragwürdigkeit die grundlegende Schwäche der Markttheorie nur verdecken, nicht aber beseitigen. Sie änderte nichts daran, daß die entscheidende Frage ungeklärt blieb, wie denn aus einer Verbindung von zufällig verteilten Handlungszielen und maximalem Effizienzstreben jemals eine geordnete Kooperation am Markt hervorgehen soll. Um es allgemeiner auszudrücken: Die Markttheorie blieb - für ihren Bereich - die Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit der sozialen Ordnung schuldig. Und sieht man genauer hin, dann wird deutlich, warum sie diese Antwort auch garnicht geben konnte. Aufgrund ihrer atomistischen Ausrichtung mußte sie nämlich gerade jene Einflußgrößen vernachlässigen, die ein geregeltes zwischenmenschliches Miteinander überhaupt erst ermöglichen: die verhaltensregulierenden Wirkungen sozialer Normen und Werte. Denn dadurch, daß sich die alten Ökonomen in ihren Erklärungsbemühungen ausschließlich auf Verhaltenscharakteristika isoliert betrachteter Individuen stützten, war es unvermeidlich, daß alle Faktoren sozialen Handelns außer Acht blieben, die sich nicht auf Merkmale vereinzelter Individuen zurückführen lassen. Dazu aber gehören zweifellos gesellschaftliche Normen und Werte, die ja erst aus einer Assoziation von Individuen hervorgehen, die mit anderen Worten emergente Eigenschaften von Gesellschaften darstellen. Dies etwa sind - sinngemäß - die wesentlichen Gesichtspunkte der Kritik Parsons.

Welche Schlußfolgerungen ergaben sich für ihn aus diesen Überlegungen? Zunächst einmal die grundlegende Erkenntnis, daß die handlungtheoretische Basis der individualistischen Tradition für eine brauchbare Sozialerklärung bei weitem zu schmal ist. Eine Theorie, die im sozialen Verhalten nichts anderes sieht als lediglich den Niederschlag rational kalkulierter Mittelwahl bei beliebiger Zielsetzung, übersieht die nicht-rationalen Elemente im menschlichen Handeln: sie vernachlässigt alle Triebkräfte des Handelns, die sich nicht aus bloßen Zweckdienlichkeitserwägungen herleiten lassen; so vor allem wiederum jene Orientierungen des Menschen an gesellschaftlichen Normen, die er sich zu eigen gemacht hat und an denen er aus moralischen Gründen festhält. Für eine soziologische Handlungstheorie, die einen derartigen Namen verdient, ist es deshalb von größter Wichtigkeit, daß sie diese für das Verständnis der sozialen Ordnung so wesentli-

chen normativen Faktoren zu berücksichtigen vermag. Parsons selbst hat versucht, das begriffliche Grundgerüst für eine solche Theorie - er nannte sie "voluntaristische Handlungstheorie" zu erstellen (Parsons 1968, Note A, B, Kap. XVIII, XIX). Er glaubte damit zugleich eine handlungstheoretische Grundposition formuliert zu haben, auf die sich seiner Einschätzung nach schon vorher und unabhängig voneinander Durkheim, Weber und Pareto in ihrem soziologischen Denken zubewegt hatten. Darauf und auf die Einzelheiten seines theoretischen Entwurfs ist hier jedoch nicht näher einzugehen. Nur ein Punkt verdient in vorliegendem Zusammenhang besondere Beachtung. Es ist der Umstand, daß der theoretische Bezugsrahmen Parsons' ganz offensichtlich die Umrisse einer Theorie individuellen Sozialverhaltens erkennen läßt. Denn hier wird der Einzelne als Akteur in den Vordergrund gerückt mitsamt den grundlegenden - sozialen wie nicht-sozialen - verhaltensbestimmenden Elementen seiner Handlungssituation. Damit aber hat Parsons deutlich gemacht, daß er auf einen Erklärungsansatz hinauswollte, der es ermöglicht, soziale Phänomene aus Regelmäßigkeiten des Handelns von Individuen verständlich zu machen. In dieser Hinsicht folgte er also der gleichen individualistischen Orientierung wie die Tradition, die er kritisierte. In anderer Hinsicht jedoch unterschied er sich von ihr - zumindest seinem Urteil nach - grundlegend, und zwar dadurch, daß er den normativen Faktor in seinen handlungstheoretischen Entwurf mit einbezog. Hierin sah er ja den entscheidenden Schritt zur Überwindung der von ihm gebrandmarkten atomistischen Gesellschaftsperspektive des individualistischen Denkens. Das heißt aber: Was Parsons in seiner Auseinandersetzung mit der Tradition des sozialwissenschaftlichen Individualismus zunächst bekämpft hat, ist der Atomismus, den er dort zu erkennen glaubte, nicht aber die individualistische Orientierung schlechthin.

Trotzdem hatte er mit seiner Kritik bereits den ersten Schritt auf dem Wege zu einem konsequenten Anti-Individualismus getan. Denn die Ergebnisse seiner kritischen Analyse mußten ja die Neigung begünstigen, auf eine theoretische Position überzugehen, die am radikalsten mit dem soziologischen Atomismus bricht. Und das trifft nun einmal auf die ganzheitliche oder holistische Gesellschaftsauffassung zu, in deren Licht jede individualistische oder handlungstheoretische Vorgehensweise in der Soziologie völlig unbrauchbar erscheinen muß. Tatsächlich sah sich Parsons nach einer Reihe von Jahren genötigt, von seinem bisherigen handlungstheoretischen Pfad abzugehen, um sich einem dezidiert holistischen und damit strikt anti-individualistischen Standpunkt zu nähern: der systemtheoretischen Perspektive. Dies geschah, nachdem er mit bestimmten Denkweisen insbesondere aus dem Bereich der Biologie und Physiologie in Berührung gekommen war, die ihn dazu anregten, soziale Gebilde oder Handlungszusammenhänge in Analogie zu biologischen Systemen zu betrachten.[1] Er arbeitete die Idee aus, daß auch Handlungszusammenhänge - ganz ähnlich wie Organismen - Systeme bilden, die unter flukturierenden Umweltbedingungen ihre Identität bewahren, indem sie einen bestimmten Gleichgewichtszustand zu erhalten nei-

gen (Parsons 1949; 1951a; 1951b). Dies gelingt mit Hilfe besonderer Mechanismen, deren Funktion es ist, etwaige Störungen des Gleichgewichts zu kompensieren. Die Gleichgewichtstendenzen eines sozialen Systems zeigen sich nun nach Parsons darin, daß es seine Struktur - und das heißt: die systemcharakteristischen Grundmuster sozialer Beziehungen - zu bewahren sucht; und er sieht die wichtigsten Mechanismen, die dies besorgen, in den Prozessen der Sozialisation und sozialen Kontrolle. Das Entscheidende aber liegt im folgenden: Diese Mechanismen können, so sagt er, nicht einfach aus der Theorie der Motivation im allgemeinen abgeleitet werden; sie sind mit anderen Worten nicht aus der Motivlage (etwa einem motivationalen Ungleichgewicht) der handelnden Individuen heraus erklärbar. Als Begründung führt er an, daß wir es hier mit Prozessen zu tun haben, die aus spezifischen Ungleichgewichtslagen sozialer Systeme hervorgehen, die also ihre Ursache gewissermaßen in Bedürfnissen oder Problemen sozialer Gebilde als solcher haben. Derartige Systembedürfnisse (systemic needs) seien aber mit den Bedürfnisdispositionen der handelnden Individuen weder identisch noch auf sie zurückführbar (Parsons 1951a, 239). Infolgedessen wäre es völlig inadäquat, soziale Systeme lediglich als "Resultanten" des Wirkens handelnder Persönlichkeiten begreifen zu wollen, weil eine solche Betrachtungsweise die Organisaton menschlichen Handelns in Richtung auf die Stabilitätserfordernisse sozialer Systeme als Systeme ignorieren müßte (Parsons 1951b, 539). Anders ausgedrückt: Jeder individualistische, d.h. vom Handelnden und seiner Situation ausgehende soziologische Erklärungsversuch ist zum Scheitern verurteilt, weil er die für das Verständnis des sozialen Lebens so bedeutsamen emergenten Systemeigenschaften sozialer Gebilde vollständig übersehen muß: sowohl die spezifischen Probleme oder Bestandserfordernisse sozialer Systeme als solcher als auch die durch sie bedingten gesellschaftlichen Mechanismen zu ihrer Bewältigung. Damit hatte Parsons einen eindeutig anti-individualistischen Standpunkt erreicht. Gleichzeitig ist es ihm mit seinen Argumenten gelungen, diese Orientierung fest im modernen soziologischen Denken zu verankern. Das wiederum bedeutete nichts anderes als eine Erneuerung der methodologischen Position Emile Durkheims.

Wir haben hier den vorläufigen Endpunkt eines Denkprozesses vor uns, der von dem Wunsch nach einer Sozialtheorie getragen war, die die wahrgenommenen Schwächen der individualistischen Tradition zu überwinden vermochte. Dabei hatte sich der handlungstheoretische Entwurf Parsons' lediglich als vorläufige Zwischenlösung erwiesen, von der der Autor selbst abrückte, sobald er die Überzeugung gewonnen hatte, daß nur durch Preisgabe jedweder Form von Individualismus die theoretischen Probleme der Soziologie gelöst werden können.

Nachdem erst einmal dem anti-individualistischen Denken der Durchbruch gelungen war, erschien auch die Utilitarismus-Kritik Parsons' in einem gänzlich neuen Licht. Nicht nur galt sie als ein überzeugender Nachweis

der grundlegenden Schwächen der ökonomisch-utilitaristischen Sozialtheorie; vielmehr erhielt sie jetzt darüberhinaus noch ein besonderes Gewicht durch ihre exemplarische Bedeutung. Denn aus der Sicht der meisten Soziologen war es Parsons gelungen, mit seiner Kritik an einer bedeutenden sozialwissenschaftlichen Tradition beispielhaft die typischen Schwächen jeder individualistischen Vorgehensweise bloßzulegen. Wenn die Ökonomen - wie es Parsons zeigte - die Marktordnung nicht erklären konnten, weil sie wegen der Begrenztheit ihrer theoretischen Voraussetzungen die normativen Handlungsfaktoren nicht in den Griff bekamen, so beleuchtet dies nur die grundlegende Strukturschwäche einer individualistischen Sozialtheorie überhaupt: ihre Unfähigkeit, der Bedeutung emergenter Eigenschaften der Gesellschaft gerecht zu werden. Auf diese Weise setzte sich auf breiter Front die Auffassung durch, daß mit der Kritik Parsons' am ökonomischen Denken der sozialtheoretische Individualismus seine klassische Widerlegung erfahren hat. Die von ihm vorgebrachten Einwände wurden zu den wichtigsten Stützpfeilern, auf die sich die anti-individualistische Sichtweise in der modernen Soziologie gründete.

Angesichts der außerordentlichen methodologischen Tragweite der Parsonsschen Überlegungen drängt sich die Frage nach ihrer Berechtigung auf. Gerade hier scheinen nun erhebliche Bedenken angebracht. Wie es aussieht, haben die von Parsons festgestellten Mängel weniger mit der individualistischen Tradition selbst zu tun als mit der Art und Weise, wie er sie rekonstruiert hat. Diese Rekonstruktion aber mutet eher wie ein Zerrbild an. Führen wir uns noch einmal vor Augen, was Parsons als die Grundlage der "utilitaristischen" Sozialtheorie ansah, womit er im wesentlichen ja die klassische ökonomische Markttheorie meinte. Im Zentrum standen für ihn die beiden Ideen der Handlungsautonomie und Handlungsrationalität, die in dem Sinne zu deuten waren, daß Menschen getrennt und unabhängig voneinander über die Ziele ihrer Handlungen entscheiden (Atomismus) und im übrigen stets nach dem Grundsatz höchstmöglicher Effizienz verfahren (Rationalität). Aus beiden Ideen aber ergibt sich - wie er zeigte - die fatale Konsequenz einer Zufallsverteilung der individuellen Wünsche, also jene Konsequenz, die seinem Urteil nach das Versagen der Markttheorie gegenüber dem Problem der sozialen Ordnung offenbart. Was ist zu dieser Kritik zu sagen?

Zunächst muß ganz klar gesehen werden, welche Auffassungen Parsons den Klassikern der Ökonomie unterstellt, wenn er aus ihren Überlegungen die These von der Zufallsverteilung individueller Wünsche oder Ziele herausliest. Offensichtlich schreibt er ihnen die Annahme zu, daß jedes Individuum spontan und völlig unberührt von den tatsächlichen oder erwarteten Zielsetzungen anderer seine Ziele bestimmt, daß mit anderen Worten die Zielsetzungen der Individuen den Charakter autonomer und strikt unabhängiger Ereignisse haben. Nur unter solchen Bedingungen wäre ja eine zufällige Verteilung menschlicher Ziele überhaupt denkbar. Nun beschreiben

aber derartige Bedingungen eine soziologische Fiktion: eine Welt isolierter Individuen, einen gesellschaftlichen Leerraum. Dies bedeutet wiederum, daß die Darstellung Parsons' faktisch auf die Unterstellung hinausläuft, die Vertreter der klassischen Wirtschaftslehre hätten ein institutionelles und sozialstrukturelles Vakuum als Anwendungsbedingung ihrer theoretischen Ideen zugrundegelegt.

Es muß nicht erst im einzelnen nachgewiesen werden, wie verfehlt eine derartige Deutung ist. Denn selbstverständlich haben die alten Ökonomen ihre Überlegungen unter der Annahme entwickelt, daß die Wirtschaftssubjekte ihre Ziele nicht nur im Einklang mit den Regeln einer bestimmten institutionellen Ordnung festlegen, sondern vor allem auch in Abhängigkeit von den wahrgenommenen Wünschen anderer Marktteilnehmer.[2] Das alles schließt aber eine Zufallsverteilung der individuellen Ziele aus. Deshalb standen die Begründer der Nationalökonomie auch nie vor dem Problem, Antwort auf die Frage geben zu müssen, wie angesichts einer Zufallsverteilung individueller Wünsche oder Zielsetzungen jemals eine soziale Ordnung möglich sein soll. Ihr Problem war ein ganz anderes. Es betraf die Frage, wie es unter den besonderen institutionellen und sozialen Bedingungen eines Wettbewerbsmarktes möglich ist, daß anfänglich unverträgliche individuelle Handlungspläne oder -ziele miteinander vereinbar gemacht werden. Also nicht in der Zufallsverteilung individueller Wünsche lag das Problem, sondern in deren (zeitweiligen) Inkompatibilität unter bestimmten sozialstrukturellen Bedingungen. Und die Lösung des Problems suchten sie nicht etwa in der Lehre von der natürlichen Identität des privaten und öffentlichen Interesses, sondern in einer prinzipiellen Erklärung der Handlungskoordinierung am Markt. Dabei stützten sie sich auf das Nutzenprinzip als handlungstheoretische Grundlage, das sie auf typische Situationen von Marktungleichgewichten anwendeten, auf Situationen also, in denen die Unvereinbarkeit der individuellen Handlungsziele in einem Auseinanderklaffen von Angebot und Nachfrage sichtbar wird. Ihr Ziel war dann der Nachweis, daß in derartigen Situationen - im Einklang mit dem Nutzenprinzip - von seiten der Wirtschaftssubjekte gerade solche Aktivitäten zu erwarten sind, die in ihrer Gesamtwirkung zu einem sozialen Resultat führen, das von niemanden geplant oder bewußt angestrebt worden war: zu einer wechselseitigen Abstimmung der individuellen Handlungsziele in Gestalt eines Gleichgewichts von Angebot und Nachfrage auf den verschiedenen Teilmärkten.[3]

Seit jeher schon gilt unter den meisten Wirtschaftswissenschaftlern das Urteil, daß es das große Verdienst der Klassiker der Nationalökonomie war, als erste den Mechanismus der Handlungskoordinierung auf dem Wettbewerbsmarkt zumindest in den Grundzügen erklärt zu haben. Die Einschätzung Parsons' steht dazu in einem merkwürdigen Kontrast. Wie ist diese Diskrepanz zu verstehen? Man wird die Antwort auf diese Frage in dem Umstand zu suchen haben, daß Parsons die handlungstheoretische Grundla-

ge der ökonomisch-individualistischen Tradition entschieden zu eng interpretiert hat. Wie sich ja wiederholt gezeigt hat, baut seiner Überzeugung nach die Markttheorie auf der allgemeinen Idee auf, daß sich die Individuen bei der Verfolgung ihrer autonom gesetzten Ziele allein vom Grundsatz größtmöglicher Effizienz in technischem Sinne leiten lassen, daß sie also ausschließlich dem Grundsatz bloßer instrumenteller Rationalität folgen, wie man das heute zu bezeichnen pflegt. Wäre dies das theoretische Fundament der Klassiker gewesen, hätten sie tatsächlich alle sozialen Handlungsfaktoren beiseite gelassen, die - wie z.B. gesellschaftliche Werte und Normen - geeignet sind, einem reinen Effizienzstreben Grenzen zu setzen oder eine bestimmte Richtung zu geben. Man hätte ihnen dann zu Recht die Annahme einer Zufallsverteilung individueller Zielsetzungen unterstellen können, und es wäre ihnen unter diesen Voraussetzungen auch tatsächlich nicht gelungen, die soziale Ordnung am Markt verständlich zu machen. Aber die Parsonssche Interpretation geht gänzlich fehl. Sie muß darüberhinaus unplausibel erscheinen, wenn man an eines der wichtigsten Erkenntnisziele denkt, um das sich die frühen Ökonomen bemüht haben: um den Nachweis, daß das Funktionieren einer wettbewerblichen Marktordnung an die Existenz einer bestimmten Rechts- und Sozialordnung gebunden ist.[4] Was hätte ihnen da ein Erklärungsansatz nützen sollen, der den verhaltensregulierenden Einfluß nicht berücksichtigt, der von den Normen dieser Rechts- und Sozialordnung ausgeht?

Betrachtet man die theoretischen Voraussetzungen der klassischen Marktlehre etwas näher, dann wird deutlich, daß hier zwei verhaltensbestimmenden Faktoren die entscheidende Bedeutung beigemessen wird: zum einen dem Wissen oder den Erwartungen eines Menschen über die ihm offenstehenden Handlungsmöglichkeiten und zum anderen seiner Einschätzung des Nutzens, den er aus der Realisierung dieser Handlungsmöglichkeiten ziehen kann. Dabei wird als allgemeine These unterstellt, daß ein Individuum regelmäßig diejenige Handlung durchführen wird, die ihm seiner Erwartung gemäß den meisten Nutzen einbringt. Dieses Prinzip ist zweifellos sehr abstrakt. Es läßt sich aus ihm allein nichts Bestimmtes über menschliches Verhalten ableiten, insbesondere aber auch nicht die These, daß Menschen bei allem, was sie tun, stets die Regel maximaler (technischer) Effizienz beachten. Welches Verhalten gemäß dem allgemeinen Nutzenprinzip zu erwarten ist, kann nur in Verbindung mit einer Analyse der sozialen Situation bestimmt werden, auf die dieses Prinzip angewendet wird.[5] So ist es durchaus denkbar, daß ein Mensch unter dem Druck einer bestimmten gesellschaftlichen Norm steht, die es ihm unter den gerade vorliegenden Umständen als unmoralisch verbietet, die technisch gesehen wirksamste Vorgehensweise bei der Verfolgung des angestrebten Handlungsziels zu wählen (z.B. die bedenkenlose egoistische Ausnutzung einer Machtposition). Hat der Betreffende die Norm in hohem Maße verinnerlicht, so weiß er, daß erhebliche Schuldgefühle auf ihm lasten werden, falls er sie verletzen sollte. Möglicherweise muß er dann auch damit rechnen, bei seinen Mitmen-

schen beträchtlich an Achtung und Ansehen zu verlieren. Insgesamt also würde aus seiner Sicht ein rein an Effizienzgesichtspunkten ausgerichtetes Verhalten für ihn überwiegend von Nachteil sein. Im Einklang mit dem Nutzenprinzip ist deshalb zu folgern, daß er ein der Norm entsprechendes Verhalten zeigen wird.

Was mit diesem Beispiel angedeutet werden soll, ist zweierlei. Zunächst einmal zeigt sich, daß jene Normen, die die Rechts- und Sozialordnung - also das institutionelle Gefüge - einer Gesellschaft verkörpern, weitgehend dadurch handlungswirksam werden, daß sie die Erwartungen eines Menschen über seine Handlungsmöglichkeiten und die damit verbundenen Nutzengewinne oder -verluste prägen. Normen beeinflussen die subjektive Werthierarchie der Handlungsmöglichkeiten eines Individuums und sind so in der Lage, sein Verhalten in bestimmte Bahnen zu lenken. Zum anderen wird deutlich, daß die kausale Bedeutung von Normen und ähnlichen sozialen Faktoren für das Handeln ohne weiteres mit Hilfe des Nutzenprinzips erfaßt werden kann, da in dieser Theorie die individuellen Erwartungen über Handlungsalternativen und der subjektive Nutzen der mutmaßlichen Handungskonsequenzen als Hauptdeterminanten auftreten. So haben sich die klassischen Ökonomen in ihrem Versuch, den Marktmechanismus in Grundzügen zu erklären, u.a. auch auf Annahmen über individuelle Erwartungen gestützt, durch die der Einfluß der institutionellen Ordnung einer wettbewerbsorientierten Wirtschaftsweise verhaltenswirksam wird. Diese Erwartungen betrafen zum Beispiel die Möglichkeit, durch Tauschhandel mit beliebigen Partnern pekuniäre Vorteile zu erzielen, Preise nach eigenem Ermessen zu setzen, garantiertes Eigentum anzuhäufen, freie Hand bei der Suche nach dem günstigsten Arbeitsplatz zu haben, Verträge weitgehend uneingeschränkt abzuschließen, usw. Annahmen über derartige Erwartungen bildeten für die Klassiker wesentliche Bestandteile derjenigen sozialen Bedingungskonstellationen, die - wie sie mit Hilfe des Nutzenprinzips zu zeigen versuchten - eine Koordination der wirtschaftlichen Einzelaktivitäten am Markt überhaupt erst ermöglichen.

Somit wird sichtbar: Die Begrenztheiten, die Parsons in den handlungstheoretischen Voraussetzungen der klassischen Ökonomie gesehen hat und die bewirkt haben sollen, daß im Rahmen der Markttheorie der verhaltenslenkende Einfluß sozialer Normen und Werte nicht erfaßt werden konnte -: diese Begrenztheiten existieren nicht. Deshalb ist aber auch die Auffassung unbegründet, die Markttheorie dokumentiere die entscheidende Schwäche, die angeblich jedem individualistischen Erklärungsansatz in der Soziologie anhaftet, nämlich die Unfähigkeit, die kausale Bedeutung emergenter Eigenschaften von Gesellschaften zu berücksichtigen. In Wirklichkeit hat Parsons durch seine bei weitem zu restriktive Auslegung der theoretischen Idee der Handlungsrationalität im Verein mit einer überzogenen Konzeption von menschlicher Handlungsautonomie einen Atomismus in die individualistische Tradition hineinkonstruiert, die diesem Denken fremd ist.

Er hat auf diese Weise das weitverbreitete Vorurteil bekräftigt, daß sozialwissenschaftlicher Individualismus mit soziologischem Atomismus identisch sei. - Die Utilitarismuskritik Parsons' hat sich als außerordentlich wichtig für die Entstehung und Rechtfertigung des Anti-Individualismus in der Soziologie erwiesen. Sie konnte aber nicht verhindern, daß man inzwischen damit begonnen hat, die Frage nach der exemplarischen Bedeutung der ökonomischen Theorie unter umgekehrtem Vorzeichen zu erörtern: ob nicht bereits die frühen Ökonomen eine handlungstheoretisch fundierte Sozialerklärung vorgelegt haben, die in ihrem Grundmuster von allgemeiner soziologischer Relevanz ist.

Anmerkungen

1 Man spricht in diesem Zusammenhang auch von der systemtheoretischen Wende im Denken von Parsons. Ob es sich hier wirklich um eine Wende handelt, ist allerdings umstritten. Manche Interpreten sehen bereits in Parsons' Handlungstheorie einen systemtheoretischen Entwurf. Parsons selbst hat seinerzeit den Perspektivenwechsel als "...major re-orientation of perspective as compared with The Structure of Social Action" (Parsons 1949, viii) charakterisiert, oder als "...shift in theoretical level from the analysis of the structure of social action as such to the structural-functional analysis of social systems." (Parsons 1968, Vorwort zur 1949er Ausgabe der "Structure".)

2 Adam Smith, der berühmteste Vertreter der klassischen Ökonomie, hat die Bedeutung des institutionellen Rahmens einer Wettbewerbswirtschaft ausführlich in seinem Hauptwerk behandelt. Vgl. Smith 1976, insbes. Buch IV und V.

3 Vgl. Smith 1976, Buch I, Kap. 7-10. Es gibt eine ganze Reihe von ausgezeichneten Rekonstruktionen und Interpretationen des Werkes von Smith und anderen Vertretern der ökonomischen Klassik. Hier sei nur auf A. Lowe (1965) hingewiesen.

4 Darauf hat vor allem F.A. von Hayek immer wieder in seinen Arbeiten verwiesen; so z.B. in seinem Aufsatz über Rechtsordnung und Handelnsordnung, in Hayek 1969.

5 Es geht hier natürlich um die methodologisch grundlegende Unterscheidung zwischen Theorie und Anfangsbedingungen, eine Unterscheidung, die man in den Rekonstruktionsversuchen von Parsons nirgendwo findet.

Bibliographie

Durkheim, E. (1976), Regeln der soziologischen Methode, Neuwied-Berlin (zuerst: Paris 1885)

Hayek, F.A. von (1969), Freiburger Studien, Tübingen

Lowe, A. (1965), Politische Ökonomik, Frankfurt

Parsons, T. (1949), Essays in Sociological Theory Pure and Applied, Glencoe/Ill.

- (1951a), Toward a General Theory of Action, New York

- (1951b), The Social System, New York

- (1968), The Structure of Social Action, New York (zuerst: New York 1937)

Smith, A. (1976), An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, Oxford (zuerst: London 1776)